

JAKOB BAUER

Einzigste Erde

Roman

Scholastika Verlag
Obing

Erschienen im
Scholastika Verlag
Schulstraße 7a
83119 Obing
Tel: 0 86 24 / 87 97 01

www.scholastika-verlag.de
E-Mail: scholastika.verlag@yahoo.de

Zu beziehen in allen Buchhandlungen,
im Scholastika Verlag und im Internet.

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage

© 2017 Scholastika Verlag, 83119 Obing

ISBN 978-3-947233-00-7

Illustration Cover: Dominik Wagner

Lektorat: Kathrin Klar

Druck & Satz: Druckerei Hallwich GmbH

Kapitelverzeichnis:

	Seite
Die zwei Briefe	1
Der weiße Raum	16
Das Verschwinden der Kette	68
Reise nach Australien	74
Begegnung mit Außerirdischen	99
In der Ersten Erde	104
Die Verurteilungen	176
Die Hinrichtung	192
Die Verfolgungsjagd	204
Auf dem Weg zur Area 51 B	212
In der Area 51 B	226
Die Entführung	237
Die Umkehr der Menschheit	251
Das Verschwinden der Menschen	268
Die Schifffahrt nach Australien	283
Die himmlische Wandlung	303
Danksagung	313
Und zu guter Letzt ...	315

*„In dir muss brennen, was du
in anderen entzünden willst.“*

Für meine Familie,
die immer hinter mir steht.

Die zwei Briefe

Nachts auf dem Highway in Amerika. Gewitterblitze erhellen die Nacht, strömender Regen peitscht mit voller Wucht auf die Windschutzscheibe des alten Lieferwagens. Die beiden Scheibenwischer arbeiten auf höchster Stufe, um die Wassermassen zu verdrängen. Es scheint, als ob der entfesselte Sturm das Fahrzeug von der Fahrbahn fegen will.

Ein älterer Mann mit Vollbart und angstverzerrtem Gesicht fährt mit hektischen Lenkbewegungen auf der vom Wasser überfluteten Straße entlang, als ob der Leibhaftige hinter ihm her wäre. Verzweifelt und mit all seinen Kräften versucht er, das Fahrzeug in der Spur zu halten.

Plötzlich eine Explosion.

Der Wagen wird in Fetzen gerissen und ein ohrenbetäubender Lärm hallt durch die stürmische Nacht. Ein Feuerball blitzt in Sekundenschnelle auf, um dann wieder langsam zu vergehen. Tausende Teile von Mensch und Maschine fallen, mit kaltem Regen vermischt, in einem weiten Umkreis zu Boden. Nur ein Trümmerfeld bleibt übrig, aus dem es kein Entkommen gibt. Der Mensch ist verloren.

Er hat keine Chance ...

Ich schreckte auf!

Schweißgebadet und mit klopfendem Herzen saß ich im Bett. Der Radiowecker zeigte zwei Uhr.

Draußen regnete es und die Tropfen schlugen in unregelmäßigen Abständen ans Fenster und liefen in kleinen Rinnsalen die Scheibe nach unten.

Ein Traum?

Ein Albtraum!

Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich in die Dunkelheit des Zimmers. Meine zitternden Hände wischten den kalten Schweiß von der Stirn und mein Herzschlag wurde allmählich langsamer.

Ich beruhigte mich. Auf der Seite liegend, den Wecker im Augenschein, beobachtete ich die zwei hell pulsierenden Punkte zwischen den Zahlen. Die rote Anzeige stand mittlerweile auf zwei Uhr dreißig und für Millisekunden erhellte ein Blitz das Bild meiner verstorbenen Frau Jasmin. Sie lächelte mich an. Die Sehnsucht nach ihr trieb mir die Tränen in die Augen. Es schmerzte noch immer. Der Stachel ihres Todes saß tief in meinem Herzen. Das Schicksal hatte es nicht gut mit mir gemeint, als es meine Frau aus unserem Leben riss. Oder war es gar Gottes Wille gewesen?

Nach langem Grübeln schlief ich endlich ein. Angstgefühle und Träume der Sehnsucht bescherten mir einen unruhigen Schlaf.

Am nächsten Morgen lag ich mit merkwürdigen Verrenkungen im Bett. Zögernd öffnete ich die Augen, während mir unser Hund Tippel übers

Gesicht leckte. Ein liebenswerter Terrier mit weißem Fell und ein schwarzen Flecken am Rücken. Es war sonntags, sieben Uhr, und die Sonne schien golden am Horizont. Lichtstrahlen bahnten sich unaufhaltsam den Weg durch einen kleinen Schlitz der zugezogenen Gardinen in mein Schafzimmer. Ich hörte meine Tochter Lisa leise in der Küche singen. Sie machte Frühstück. Langsam stand ich auf. Ich fühlte mich wie gerädert und dachte zurück an meinen schrecklichen Traum.

Ich streckte mich und gähnte genüsslich. Dann ging ich, nur mit kurzen Hosen und einem Unterhemd bekleidet, die Treppe zum Erdgeschoss hinunter. Tippel lief mir zwischen die Beine und tapste voraus. Ein Geruch von Speck und Eiern kam mir entgegen.

Verschlafen sagte ich: „Guten Morgen, Kleines, was gibt es zum Frühstück?“

„Morgen Paps, Rühreier mit Speck und Pilzen, dein Leibgericht!“

Ich gab ihr einen Kuss auf die Wange.

„Hmm, das riecht aber gut. Nicht nur dein Parfum, sondern auch das Essen.“ Schmunzelnd ging ich zum Schrank, holte Tassen und Teller heraus, nahm das Besteck und platzierte alles auf dem liebevoll mit Kerzen und Blumen geschmückten Tisch. Mein Blick ging in Richtung Hundekorb. Tippel saß da, in erwartungsvoller Haltung und mit gespitzten Ohren. Ich warf ihm zielsicher ein Stück Brot zu.

Er fing es geschickt mit der Schnauze auf. Gierig verschlang er es. Lisa und ich setzten uns an den Tisch.

„Hast du gut geschlafen?“, fragte sie.

Ich knurrte ein „Ja“ und dachte an den wirren Traum.

„Und, was hast du heute noch vor?“, fragte ich Lisa und pickte die letzten Krümel von meinem Teller.

„Ich gehe mit Rebecca baden. Wahrscheinlich schon am Vormittag.“

„Wer fährt euch?“, fragte ich, während sie mir mit den Fingern durchs Haar fuhr und mich anlächelte.

„Na du, Papa! Hast du vielleicht auch noch einen Zehner?“

Ich dachte, immer knapp bei Kasse das Kind und drückte ihr den Schein in die ausgestreckte Hand.

Als wir mit dem Frühstück fertig waren, holte Lisa ihre Badesachen. Wir gingen nach draußen und Tippel verschwand bellend hinter dem Haus.

Als wir ins Auto einstiegen, sagte sie: „Danke fürs Fahren und danke, dass es dich gibt.“ Dabei schaute sie mich eigenartig an.

Ich schluckte. Ich war alles, was ihr noch von unserer Familie geblieben war.

Zurück von meiner ‚Taxifahrt‘ parkte ich den Wagen in der offenen Garage. Während ich zum Briefkasten ging, flitzte Tippel ums Haus, um dann freudig an mir hochzuspringen. Ich begrüßte ihn

und warf einen Stock im hohen Bogen fort. Tippel lief in den Garten, um ihn zu suchen. Ich sah hoch und blinzelte in den strahlenden Himmel. Dort bemerkte ich eine Wolke, die aussah wie ein Herz. Ich lächelte versonnen. Pfeifend nahm ich die zwei Briefe und die Zeitung mit auf die Veranda und legte alles auf den kleinen Holztisch. Ich holte mir ein Bier aus der Küche, öffnete zischend die Flasche und trank einen kräftigen Schluck. Mit einem Brieföffner bewaffnet ging ich zurück auf die Terrasse.

Der Titel der Zeitung zeigte mal wieder einen Kriegsschauplatz. Diesmal in Ägypten. Der arabische Frühling war in vollem Gange, die Menschen lehnten sich gegen die brutalen Diktatoren auf, von denen sie jahrzehntelang unterdrückt wurden. Ich seufzte tief.

Mit dem Messingöffner schnitt ich durch den ersten Brief – eine Rechnung von der Versicherung.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel und das Thermometer hinter mir an der Wand zeigte 26 Grad Celsius. Unter der Tageszeitung lugte eine Briefmarke aus Amerika hervor. Verwundert und etwas aufgeregt öffnete ich den weit gereisten Brief.

Ein Schreiben aus New York. Erstaunt las ich die Zeilen eines gewissen Misters Loyd. Seines Zeichens Notar und Rechtsanwalt der Loyd Company. Er schrieb, dass mein Onkel Jim Smith

verstorben sei und ich nach Amerika zur Testamentseröffnung kommen müsse.

Ich blickte auf und überlegte.

Mein Onkel aus Amerika?

Langsam kam die Erinnerung an ihn zurück. Meine Mutter hatte mal von ihm erzählt. Ein sonderbarer Mensch war er und wohl Archäologe von Beruf. Wir hatten kaum Kontakt zu ihm und nun sollte ich erben?

Ich nahm noch ein paar Schlucke und lehnte mich nachdenklich zurück. Meine Gedanken kreisten um den mysteriösen Onkel, der uns einmal vor langer Zeit besucht hatte. Vier oder fünf Jahre war ich damals alt gewesen. Ich erinnerte mich wieder.

Wir waren allein in meinem Zimmer, als er mir mit einer Art Taschenlampe im Gesicht herumfuchtelte. Es war ein blaues, grelles Licht, das mir in meinen Augen weh tat und mir Angst machte.

Wie ich in meinem Lehnstuhl saß und alte Erinnerungen wieder auffrischte, blitzte plötzlich, und ganz und gar unerwartet, eine grelle Stichflamme vor meinen Augen auf. Sie vernichtete in Millisekunden den Brief, den ich eben noch gelesen hatte. Ich bückte mich nach meiner Flasche, um mit dem restlichen Bier das Feuer zu löschen, doch als ich wieder hochsah, war es aus. In Sekundenschnelle!

Nichts war von dem Brief übrig geblieben. Nicht einmal Asche.

Argwöhnisch betrachtete ich meine Bierflasche. Dann blickte ich mich verstohlen um, um zu sehen, ob jemand diesen seltsamen Vorfall mitverfolgt hatte. Niemand schien etwas bemerkt zu haben. Ängstlich ging ich ins Haus zurück, versteckte mich hinter der Gardine im Wohnzimmer und schaute zitternd aus dem Fenster. Ein Motor heulte auf, dann fuhr langsam ein blauer Ford an unserem Haus vorbei. Ein älterer Mann schaute grimmig durch das offene Fenster des Fahrzeugs in meine Richtung.

Abgefahren! Echt abgefahren!

Der Schock saß mir in den Gliedern. Verstört setzte ich mich aufs Sofa. Eine Mischung aus Panik und Neugier überfiel mich.

Was ging da denn vor sich?

Ich versuchte nachzudenken. Versuchte, alles ganz sachlich zu betrachten. Mich zu beruhigen.

Die Stichflamme. Sie war nur einen halben Meter von mir entfernt und doch spürte ich keine Wärme von ihr ausgehen. Eine kalte Verbrennung? Gab es so etwas überhaupt?

Langsam beruhigte ich mich und meine Neugier wurde geweckt.

Interessant, dachte ich. Eine kalte Verbrennung, die keine Rückstände hinterließ. Vielleicht, um Spuren zu verwischen? Aber warum?

Ich hatte einfach keine Erklärung. Konnte mir beim besten Willen keinen Reim darauf machen. Ich

musste herausfinden, was es damit auf sich hatte. Und das konnte ich am besten, wenn ich nach New York flog.

Ich packte meine Sachen für die Reise nach Amerika, sicher würde ich dort mehr herausfinden. Nur wenige Tage später saß ich im Flieger nach New York. Meine Tochter wusste nichts von dem Vorfall und auch nichts von dem Brief. Sie glaubte, ich sei beruflich in den USA. Maschinenbauer wie mich brauchte man ja überall auf der Welt.

Zehn lange Stunden Flug lagen vor mir. Meine Sitzlehne hatte ich bereits in Schlafposition gebracht, als ich ein letztes Mal in das Halbrund des Flugzeugs schaute. Keine Minute später schlief ich ein.

Ich wachte auf und wusste erst nicht, wo ich war. Ich ließ meinen Blick schweifen und musterte die anderen Passagier. Dann blieb mein Blick an einer Person in der zweiten Reihe von links hängen. Ich stutzte.

Da war er wieder. Der Mann aus dem Ford vor meinem Haus. Und er hatte denselben grimmigen Blick. Wie ein Blitz durchzuckte es meinen Körper. Meine anfängliche Müdigkeit wandelte sich in Aufregung und ich spürte, wie sich das Adrenalin in mir ausbreitete.

Ich schwitzte erbärmlich und fragte mich, warum um alles in der Welt dieser Mensch in meiner

Maschine saß. Verfolgte er mich oder war es Zufall?

Ich machte kein Auge mehr zu, bis wir auf dem John F. Kennedy International Airport landeten.

Den fremden Mann verlor ich beim Aussteigen aus den Augen. Ich schnappte mir ein Taxi, das mich zum Notar brachte. Wallstreet, Ecke Hannover Straße.

Da stand ich nun. Mutterseelenallein vor der beeindruckendsten Fassade, die ich je gesehen hatte. Die New York Stock Exchange. Mit ihren vier tragenden Säulen symbolisierte sie die Macht des Geldes. In unmittelbarer Nachbarschaft sah ich den Bullen stehen, der als Zeichen der Börse für den Optimismus stand. Für mich war er eher das goldene Kalb der geldgierigen Börsianer, die mit ihren Machenschaften sogar die Weltwirtschaft aus den Angeln heben konnten.

Einige Schritte weiter sah ich das Schild Loyd & Company golden an einer mit schwarzem Marmor verkleideten Hochhausfassade glänzen.

Mit dem Taschentuch wischte ich mir den Schweiß von der Stirn, denn es war heiß an diesem Sommertag und der Jetlag machte mir zu schaffen. Gespannt ging ich in das Gebäude Richtung Aufzug.

Im 24. Stock angekommen, stieg ich aus dem Lift, ging einen etwa zehn Meter langen mit schneeweißem Marmor gepflasterten Gang entlang,

bis ich vor einem mit Fels verkleideten Portal stehen blieb. Über der Eingangstür war mit in Gold eingefasster Schrift zu lesen: Loyd & Company.

Es war sonderbar still. Kein Mensch schien in der Nähe zu sein. Entschlossen läutete ich die elfenbeinfarbene Türglocke und war gespannt, was oder wer mich erwarten würde.

Doch nichts war zu hören. Kein Ton.

Ich hatte das bedrückende Gefühl beobachtet zu werden, als urplötzlich ein heller Lichtstrahl meine Augen traf. Erschrocken wich ich einen Schritt zurück und hielt meine zittrigen Hände in Abwehrstellung.

Was war das für ein Spiel?

Zusammenhanglos schossen mir die Bilder der letzten Tage durch den Kopf: Der Traum, der verbrannte Brief, der grimmige Mann und nun der Lichtstrahl.

Der Lichtstrahl ...

Es war dasselbe blaue Licht aus meiner Kindheit!

Ich stand noch immer vor der verschlossenen Tür, als ich bemerkte, dass jemand einen Umschlag unter ihr hindurch geschoben haben musste.

Ich rief: „Hallo?! Ist da jemand?“, bekam aber keine Antwort.

Unschlüssig sah ich den Umschlag an und hob ihn auf.

Mit geballter Faust pochte ich nochmals an die massive Tür, doch wieder tat sich nichts. Schnellen

Schrittes ging ich zum Aufzug zurück. Hastig drückte ich den Knopf nach unten, denn ich wollte so schnell wie möglich weg von diesem unheimlichen Ort. Endlich öffnete sich die Fahrstuhlür mit einem schleifenden Geräusch. Ich trat ein. Die Tür schloss sich langsam.

Allein im Aufzug, betätigte ich den Not-Halt-Knopf. Ich musste wissen, was sich in dem Umschlag befand. Ungeduldig riss ich ihn auf und ein weißes, unbeschriebenes Blatt Papier kam zum Vorschein. Ich nahm es zögernd heraus, drehte und wendete es, aber so sehr ich mich auch anstrengte etwas zu erkennen, es stand nichts darauf.

Ich prüfte nochmals sorgfältig den Umschlag, ob ich nicht doch etwas übersehen hatte.

Halt! Da lag doch etwas! Etwas Metallenes. Ich nahm es heraus und stellte zu meiner Überraschung fest, dass es ein Schlüsselrohling war. Was sollte ich damit? Was hatte das alles zu bedeuten?

Ich packte alles wieder in den beigen Umschlag und drückte den Knopf abwärts. Unten angekommen öffnete sich die Fahrstuhlür und ich ging, ohne mich noch einmal umzudrehen, zum Ausgang. Außer Atem stand ich vor dem Hochhaus, das mir einen riesen Schrecken eingejagt hatte.

Unheimlich. Es war einfach unheimlich.

Ich hob meine rechte Hand und ein ankommendes Taxi blieb mit quietschenden Reifen stehen.

Erleichtert stieg ich ein und nannte dem Fahrer die Adresse meines Hotels. Ich sah aus dem Taxifenster und war froh, dass ich mich immer weiter von dem menschenleeren und furcht-einflößenden Gebäude entfernte.

Im Hotelzimmer angekommen, schmiss ich meine Jacke aufs Sofa und ließ mich erschöpft in den Sessel fallen. Das Zimmer war hell und modern eingerichtet und die Fensterfront gab den Blick auf einen großen Teil der Skyline von Manhattan frei. Ich stand auf und ging ins Bad, wusch mir die Hände und das Gesicht. Ich schaute nachdenklich in den Spiegel, während Wassertropfen über meine Wangen nach unten glitten und leise in das braune Waschbecken tropften.

Der Brief!

Ich musste ihn mir noch einmal genauer anschauen. Nachdem ich mich abgetrocknet hatte, ging ich zum Sofa, nahm die Jacke, zog den Briefumschlag aus der Innentasche und holte den Rohling und das leere Blatt Papier aus dem zerknitterten Umschlag. Noch unentschlossen, was ich damit anfangen sollte, legte ich alles neben mir auf den eckigen Glastisch im Wohnzimmer. Lange starrte ich die vor mir liegenden Gegenstände an.

War darauf etwas in Geheimschrift geschrieben?

Ich hielt es gegen das Licht des Lampenschirms, aber nichts war zu sehen. Ich suchte nach einem

Feuerzeug, denn mit Zitronensaft – das wusste ich noch aus meiner Schulzeit, als wir den Mädchen Liebesbriefe geschrieben hatten – konnte man nahezu unsichtbar schreiben. Entschlossen nahm ich das Tischfeuerzeug und setzte mich. Ich ließ das leere Blatt über die blaugelbe Flamme gleiten. Fasziniert beobachte ich, wie sich tatsächlich Buchstaben auf dem Blatt abzeichneten. Vorsichtig, Zeile für Zeile, brannte sich die Schrift in die gepresste Zellulose. Dann konnte ich lesen, was darauf geschrieben stand:

Gehe dorthin, wo viele Tausende starben und keine Hoffnung mehr war, wo Tausende leben und wieder Hoffnung ist. In der Tiefe des Turmes der Freiheit wirst du Erkenntnis erlangen.

Den Zettel fest in meiner Hand, ging ich unruhig im Zimmer auf und ab und las die Zeilen wieder und wieder. Was war damit gemeint?

Ich überlegte fieberhaft.

Als ich wieder auf das Papier blickte, war von der Geheimschrift nichts mehr zu erkennen.

Verdammt! Sie hatte sich aufgelöst, war verschwunden.

Ich rief mir die Worte ins Gedächtnis. Sagte sie immer und immer wieder, schaute dabei gedankenverloren aus dem Fenster meines

Hotelzimmers. Mein Blick blieb an einem Gebäude hängen, das die anderen bei Weitem überragte. Ein Hochhaus mit spitz nach unten und oben zulaufenden Glasfassaden:

Ground Zero. Ich war wie gelähmt, hatte die schrecklichen Bilder deutlich vor mir. Die Geschehnisse, die Tausenden den Tod brachten: 9/11.

Damals hatte niemand mehr Hoffnung, nachdem die zwei Türme in sich zusammengefallen waren. Die Menschen in den Wolkenkratzern wurden zu Staub zermahlen, so wie es in einer Bibelstelle zu lesen war, fiel mir da ein – Staub bist du, und zu Staub wirst du zurückkehren!

Staub, der sich über die Stadt legte, Staub, der sich mit den vielen Tränen vermischte, Staub, der das ganze Land und die Gemüter der Menschen bedeckte. Heute steht dort der Freiheitstower und deutet wie ein Zeigefinger zum Himmel. Die Menschen hofften wieder und vertrauten auf eine bessere Zukunft.

Aber was bedeutete nur der Satz: In der Tiefe des Turmes der Freiheit wirst du Erkenntnis erlangen? Welche Erkenntnis? Und warum Tiefe?

Ich konnte mir nicht vorstellen, was es damit auf sich hatte, aber ich wollte alles daran setzen, es herauszufinden.

Es wurde langsam dunkel in New York und die letzten Sonnenstrahlen bahnten sich ihren langen

Weg durch die Zwischenräume der Hochhäuser.
Die Lichter der Reklamen und Straßen verdrängten
die Dunkelheit der Nacht. Ich war müde geworden,
legte mich schlafen und dachte noch lange an die
mysteriösen Zeilen des Briefes.

Der weiße Raum

Ein neuer Tag begann. Langsam öffnete ich die Augen.

Die Gedanken an die gestrigen Ereignisse ließen mich nicht los, ich stand auf, ging ans Fenster und sah den ‚Freiheitsturm‘ in seiner ganzen Pracht bis an die Wolken reichend emporragen.

Dort musste ich hin und nach der Erkenntnis suchen, was immer das auch heißen mochte.

Wieder saß ich im Taxi. Diesmal fuhr ich Richtung Ground Zero.

Der Taxifahrer fragte: „Sind Sie zum ersten Mal hier in New York?“

Ich bejahte und ergriff die Gelegenheit, ihn ebenfalls etwas zu fragen: „Wissen Sie, wie viele Stockwerke der Tower in die Tiefe reicht?“

Der Fahrer lächelte. „Alle Leute wollen nach oben, zur Aussichtsplattform, um die Aussicht zu genießen. Nicht nach unten. Aber ich glaube, es geht sieben Stockwerke abwärts.“

Ich drehte das Fenster herunter, streckte meinen Kopf nach draußen und sah den Turm in seiner ganzen Größe.

Wir waren angekommen, der Fahrer hielt an und ich ging, nachdem ich bezahlt hatte, in das in der Sonne hell glänzende Hochhaus.

Nun stand ich da. Im größten Gebäude Amerikas und der westlichen Welt.

Unauffällig schloss ich mich einer Führung an. Die Lobby war ganz in Weiß gehalten und etwa zwanzig Meter hoch. Das Licht der Sonne, das durch die engen Fensterschlitze fiel, durchflutete den ganzen Raum und zauberte eine besondere Stimmung in das Gebäude.

Der Fremdenführer erzählte, dass das Fundament sechzig Meter in die Tiefe reiche und aus einem neuartigen besonders festem Beton bestehe. Ich wartete auf einen günstigen Augenblick, um unbemerkt in einen der Aufzüge zu gelangen. Dann drückte ich den Knopf und der Fahrstuhl begann surrend nach unten zu fahren. Mir war flau im Magen, denn die Fliehkraft war deutlich zu spüren. Unten angekommen, öffnete sich die Tür und ein Mann sprang eilig zu mir in den Aufzug. Die Tür schloss sich wieder und ich war mit dem Mann allein.

Ich fühlte mich unwohl.

Schweiß trat aus all meinen Poren, denn der Mann, der keuchend und schnaufend neben mir stand, war mir nicht unbekannt.

Es war der grimmig dreinschauende Herr aus dem Ford, den ich im Flugzeug wiedererkannt hatte.

„Hallo, Herr Schmidt“, sagte der Fremde leise. Verstohlen musterte ich ihn. Er war etwa einen Meter fünfundsachtzig groß und geschätzt hundertzwanzig Kilo schwer.

Ich brachte keinen Ton heraus. Angsterfüllt drückte

ich mich rückwärts an die kalte Fahrstuhlwand. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich in sein faltiges Gesicht.

„Haben Sie keine Angst, ich tue Ihnen nichts“, durchbrach seine tiefe, raue Stimme die Stille.

„Haben Sie den Schlüssel? Den einzigen Schlüssel für dieses Fahrstuhlschloss?“, fragte er bestimmt.

Ich antwortete mit zittriger Stimme: „Nein, ich habe keinen Schlüssel!“

Doch er ließ sich nicht beirren: „Haben Sie den Schlüssel!?“

Ich verneinte und in mir wuchs die Angst.

Bedrohlich trat er auf mich zu und packte mich am Arm. Fast blieb mir das Herz stehen vor Angst. Ich besann mich, nahm all meinen Mut zusammen und drückte fest den Fahrstuhlknopf hinter meinem Rücken. In der Hoffnung, dass sich die Türe öffnete.

Endlich sprang sie auf und ich stürmte in geduckter Haltung aus meinem Gefängnis.

Dabei streifte ich ihn und er fiel rücklings zu Boden. Ich hörte, wie er mir mit lauter, verzweifelter Stimme nachrief: „Lexi, halt! Bleib hier!“

Wie erstarrt hielt ich inne.

Lexi!? So hatte mich nur meine Mutter genannt. Niemand sonst kannte diesen Namen. Niemand!

Ich erinnerte mich noch daran, wie sie einmal zu mir gesagt hatte, dass ich jedem vertrauen könne,

der mich mit diesem Namen ansprach.

Der Mann kroch aus dem Fahrstuhl, hielt seine Hände in meine Richtung und sagte noch einmal: „Halt, Lexi! Lauf nicht weg, ich tu dir nichts.“

Neugierig schaute ich in seine Richtung. Ein großer, mitleiderregender Mensch saß dort zusammengekauert zwischen den Fahrstuhltüren auf dem Boden.

Die zwei Hälften der Aufzugtür schlossen und öffneten sich fortwährend und streiften dabei jedes Mal seinen Körper. Ich kehrte um und setzte mich zu ihm. Beinahe einträchtig lehnten wir nun Schulter an Schulter an der Fahrstuhlwand.

Die Tür schloss sich und es war still. Nur unser Atem war zu hören und es roch nach Angstschweiß.

In die Stille hinein fragte ich: „Woher kennen Sie diesen Namen? Niemand außer mir und meiner Mutter weiß von diesem Namen. Nicht einmal meine Frau wusste davon.“

Da waren sie wieder. Die Erinnerungen. Ich dachte an Jasmin – meine große Liebe. Ich dachte oft an sie, daran, wie wir uns kennengelernt hatten, damals in der Dorfdisco. Sie war so schön, wie sie da stand mit ihrem langen, welligen blonden Engelshaar. Wenn sie lachte, ging die Sonne auf, und es bildeten sich dabei zwei niedliche Grübchen rechts und links von ihren Mundwinkeln. Meine Traumfrau.

Einige Tage später – ich gab eine Party – stand sie plötzlich vor mir auf unserer Terrasse. Als ich sie sah, überkam mich ein tiefes Gefühl der Liebe und des Glücks. Wortlos nahmen wir uns in die Arme. Es war für mich die Erfüllung. Von dem Tag an blieben wir zusammen.

Während ich meinen Erinnerungen nachhing, antwortete er plötzlich: „Ihr Onkel, von Ihrem Onkel habe ich den Namen.“

„Wieso von meinem Onkel?“, fragte ich verwirrt. „Der kannte doch diesen Namen nicht.“

„Doch, von Ihrer Mutter. Sie hat ihm den Namen gesagt, wohlwissend, was für eine Bedeutung er für Sie hat. Sie wären wohl nicht stehen geblieben, wenn ich Sie nicht bei diesem Namen gerufen hätte, oder?“

„Vermutlich nicht, ich wäre wohl schon längst über alle Berge, das können Sie mir glauben.“

„Übrigens, ich bin Sam“, stellte er sich vor. „Sam Reed.“

Wir gaben uns die Hände und beschlossen, uns zu duzen.

Sam fragte: „Den Schlüssel, hast du ihn?“

„Nicht direkt, sondern so etwas wie einen Rohling.“

„Wo ist er?“, fragte Sam aufgeregt. „Hast du ihn dabei?“

„In meiner Jackentasche.“ Ich nahm in heraus und wollte ihn Sam geben, doch er zögerte.

„Nimm du ihn. Steck ihn in das Schloss des Aufzugs.“

„Wo denn? Ich sehe kein Schloss. Hier ist nur eine Anzeigenkonsole.“

„Nimm ihn und strecke ihn in Richtung der Konsole. Dann wirst du sehen.“

Zweifelnd nahm ich den Rohling zwischen Daumen und Zeigefinger meiner rechten Hand und führte ihn an die Stelle, auf die Sam gezeigt hatte.

Da passierte es.

Es war so fantastisch und unglaublich. So etwas hatte ich noch nie zuvor in meinem Leben gesehen. Der Rohling bekam einen Bart! Ja, er verwandelte sich vor meinen Augen in einen richtigen Schlüssel!

Zur gleichen Zeit erschien in der Konsole vor mir das dazugehörige Schloss wie von Geisterhand.

Meine Hand zitterte, als ich den Schlüssel hineinsteckte.

Verwundert schaute ich Sam an und fragte: „Wie kann das sein?“

Sam, der mir – und ich konnte mir selbst nicht erklären warum – in dieser kurzen Zeit so vertraut geworden war, erwiderte: „Nanotechnologie!“

Dabei schaute er mich verschmitzt an.

Dann sagte er leise zu mir: „Hier trennen sich unsere Wege. Ich kann nicht mit dir kommen. Was jetzt kommt, ist nur dir allein vorbehalten. Aber wir sehen uns wieder – bestimmt.“

Er stieg aus dem Fahrstuhl und die stahlglänzenden Türen schlossen sich lautlos.

Im Aufzug war es gespenstisch still.

Nun war ich ganz alleine. Alleine mit meinen Gedanken, Ängsten und mit meinem Staunen über das Unbegreifliche, das sich vor wenigen Minuten vor meinen Augen abgespielt hatte.

Ich erinnerte mich an den Schlüssel, der noch immer im Schloss steckte, und entschloss, ihn zu drehen. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Die Neugier in mir hatte endgültig gesiegt.

Ich griff zu, um das Nanoteil in eine Richtung zu drehen. Doch im gleichen Moment drehte er sich selbstständig um 90 Grad nach rechts und verschwand daraufhin samt Schloss. Aufgelöst! Er hatte sich einfach aufgelöst! Vor meinen Augen!

Nichts geschah.

Eine gefühlte Ewigkeit war kein Laut, keine Bewegung zu vernehmen. Dann ein Ruck. Es ging abwärts, der Fahrstuhl sauste nach unten. Meine Gedanken rasten: Was würde mich erwarten? Wohin ging die Reise? Würde ich hier heil rauskommen und meine Tochter wiedersehen?

Plötzlich hielt der Fahrstuhl an. Alle Anzeigen und die Lichter erloschen.

Es war stockdunkel und ich spürte, wie sich Panik in mir breit machte, als sich plötzlich die geschlossenen Türhälften auseinander schoben und den Blick in einen hellen weißen Raum freigaben.

Langsam, mit vorsichtigen Schritten, betrat ich den Raum.

Boden, Wände, Decke – alles war weiß. Ich staunte und fühlte mich so verloren. Allein, tief im Erdboden, um mich herum nur Weiß.

Der Aufzug hatte sich hinter mir geschlossen. Ich suchte fieberhaft nach Schaltern oder Hebeln, um die Tür wieder aufzumachen. Aber ich fand nichts. Nur ein Rahmen aus Stahl und die beiden Türhälften, die sich keinen Spaltbreit öffneten.

Ich drehte mich langsam um, den Raum genauer zu untersuchen.

Er war würfelförmig und hatte eine Kantenlänge von etwa zehn Metern, schätzte ich. Die Wände waren glatt und weiß, sie hatten keinerlei Struktur. Auf einmal tauchten in schwarzer Schrift inmitten der Wand folgende Wörter auf: *Berühr mich!*

Darunter erschien ein schwarzer Handabdruck. Das war ja wie in einem Science-Fiction-Film!

Kurz entschlossen legte ich meine rechte Hand darauf und war gespannt, was passieren würde. Ein leichtes Kribbeln durchfuhr meine Fingerkuppen.

Vor meinen ungläubigen Augen verwandelte sich die Wand in einen großen Bildschirm mit Anzeigefeldern, etwa drei auf zwei Meter groß. Hinter mir wuchs eine Art Stuhl aus dem Boden – weiß wie der Rest des Raumes.

Ich setzte mich. Erstaunt stellte ich fest, dass der Stuhl, trotz seines sterilen Aussehens, weich und

bequem war.

Ich betrachtete die Info-Wand genauer: Die komplette Weltgeschichte, wie ich sie kannte und auch wieder nicht kannte, war darauf in Stichworten und dazugehörigen Bildern zu sehen.

Faszinierend. All die vielen wichtigen Ereignisse der Erdgeschichte auf sechs Quadratmetern.

Im Zentrum war die Erde abgebildet. Aber in zweifacher Ausfertigung. Einmal wie sie jetzt aussah, mit den Weltmeeren und Kontinenten. Und links daneben, wie sie wohl vor Millionen von Jahren ausgesehen hatte. Mit einer großen Landmasse, die Pangaea genannt wurde.

Von den zwei Erden liefen sternförmig verschieden große Kästchen in eine linke und eine rechte Hälfte. Manche Kästchen waren schwarz ...

Nun saß ich da und starnte überfordert auf die Wand. Wie konnte ich die kleinen Felder aktivieren? Mit den Fingern darauf zu tippen brachte keine Reaktion und eine Fernbedienung war ebenso wenig zu sehen.

Als ich gerade aufstehen wollte, um nach etwas, das diesen Bildschirm zum Laufen brachte, zu suchen, verdunkelte sich plötzlich der Raum und aus verschiedenfarbigen Laserstrahlen, die von allen Ecken zu kommen schienen, formte sich ein dreidimensionaler farbenprächtiger Würfel.

Der Stuhl drehte sich zu dem überdimensionalen Gebilde und eine lebensgroße menschliche Figur

baute sich vor mir auf. Ich dachte, ich wäre endgültig übergeschnappt, als ich den Mann erkannte. Es war der Mann, von dem ich geträumt hatte. In meiner Albtraum-Nacht. Jener, der den Wagen fuhr, und so brutal zerfetzt wurde.

Voller Entsetzen und zugleich fasziniert starrte ich den Mann mit offenem Mund an.

Ich erschrak schier zu Tode, als er zu reden begann: „Fürchte dich nicht, Lexi. Ich bin es – dein Onkel aus deiner Kindheit. Der Mann aus der Traumnacht. Ich begrüße dich heute als Hologramm, denn dein Traum war real. Ich habe die Explosion nicht überlebt. Böse Menschen trachteten mir nach dem Leben und wollten meinen Tod. Nun ja, es ist, wie es ist. Du hast dich sicher schon gefragt, wo du hier bist und warum.“

Es war tatsächlich mein Onkel. Mit dem Vollbart hatte ich ihn nicht erkannt. Die Umrisse des Würfels waren inzwischen verschwunden. Nur das Hologramm meines Onkels stand lebensgroß vor mir.

Er streckte seine Hand nach mir aus, als ob er mich mit einem Handschlag begrüßen wollte. Nur zögernd tat ich es ihm nach. Wir gaben uns die Hände.

„Wow“, sagte ich, „es fühlt sich wie echt an.“

„Ja“, lachte er verschmitzt, „eine Errungenschaft meiner Freunde.“

„Welche Freunde?“

„Freunde aus einer anderen, besseren Welt.“ Seine Augen funkelten wie Sterne und nahmen einen sehnsüchtigen Ausdruck an.

„Aber der Reihe nach“, fuhr er fort und setzte sich neben mich auf einen Stuhl, der, gleich meinem, aus dem Boden wuchs.

„Hast du Hunger oder Durst?“, fragte er. „Ich habe alles da, was du willst.“

Meine Kehle war vor Aufregung trocken geworden, also sagte ich: „Oh ja, etwas zu trinken wäre gut.“

Links neben mir öffnete sich die Wand und ein Tablett fuhr heraus. Darauf stand ein leeres Glas.

Mein Onkel deutete darauf: „Stell dir etwas vor, das dir schmeckt und das Glas wird sich füllen.“

„Ja?“, fragte ich ungläubig.

„Versuch es.“

Ich schloss meine Augen und stellte mir eine eiskalte Cola vor. Ich hörte das Gluckern im Glas und öffnete meine Augen.

Ja, es sah aus wie Cola.

Zögernd nippte ich daran. Es war Cola! Neugierig geworden dachte ich nun an Wein. An guten italienischen Rotwein, den ich mir nach einem langen Tag ab und zu gönnte. Zu meinem Erstaunen füllte sich das Glas mit Wein.

Mein Onkel neben mir bog sich vor Lachen und erklärte: „Auch von meinen Freunden.“

Als er sich wieder beruhigt hatte, fuhr er fort: „Jetzt im Ernst. Der Grund, warum du das alles erlebst, ist meine Nachfolge. Ich brauche einen würdigen Nachfolger, der das weiterführt, was ich begonnen habe.“

„Was?“, fragte ich erstaunt und erschrocken zugleich. „Welche Nachfolge?“

„Die Nachfolge, unsere Welt besser zu machen – lebenswerter, liebenswerter und sicherer, mit Hilfe meiner Freunde.“ Er zeigte mit dem Finger auf die Info-Wand neben mir und übertrug sie auf die leere Fläche vor uns.

„Mich wundert ja eigentlich gar nichts mehr, aber wie hast du das nun wieder gemacht?“

„Warte es ab, du wirst dich in Zukunft noch öfter wundern.“

Ich schaute ihn mit großen Augen an, dann legte er seinen Arm um meine Schultern und drückte mich fest an sich. Ich spürte so etwas wie Liebe und Geborgenheit von ihm ausgehen. Ja, sogar Wärme, menschliche Wärme – von dem Hologramm, das mein Onkel war.

Minutenlang verharrten wir in der Umarmung.

Ich merkte, wie mir Tränen in die Augen schossen und ich musste mich zusammenreißen, um nicht loszuheulen.

„Lieber Lexi“, sagte er, „nun will ich dir die Info-Wand, wie du sie nennst, einmal genauer erklären.“ Ich stutzte: Info-Wand? Das hatte ich doch nur

gedacht! Das Wort hatte ich nie laut ausgesprochen!

„Dann eben gedacht“, fuhr er fort. „Ist ja egal.“

Ich schauderte. „Du kannst Gedanken lesen?“

„Ja“, sagte er leise und machte ein verschmitztes Gesicht. „Darf ich nun?“

„Nur zu!“, erwiderte ich lässig – mittlerweile konnte mich wohl so leicht nichts mehr schocken.

„Du musst die Wand sehen wie das Internet. Alle relevanten Infos kannst du hier in Form von Videos abrufen. Schau einfach auf das Kästchen. Nach etwa fünf Sekunden ist es hell umrahmt. Das heißt, es ist aktiviert. Es wird vergrößert und so siehst du genau, welche Infos du dadurch erhältst. Willst du es anschauen, einfach mit dem Finger darauf zeigen. Anschließend wird ein dreidimensionaler Film ablaufen. Alles verstanden?“

„Ja, bis jetzt schon.“

„Okay, dann weiter im Text. Die Wand ist in zwei Teile aufgeteilt. Auf der linken Seite siehst du die Erde vor Millionen von Jahren, als es nur einen Ozean und einen Kontinent gab. Sozusagen die ‚Erste Erde‘. Auf der rechten Seite ist die Welt, wie sie heute ist. Mit den türkisblauen Weltmeeren, all unseren Kontinenten und den beiden Polkappen. Bereit für den ersten Beitrag?“

„Ja“, erwiderte ich mit fester Stimme.

Er blickte auf den linken Globus. Dann wurde er links im Raum auf etwa drei Meter Durchmesser

vergrößert. In der rechten Raumhälfte tat sich gleichzeitig ein riesiges Sternensystem auf, das mir gänzlich unbekannt war. Es waren verschieden große Planeten zu erkennen, die um eine Sonne kreisten. Einer von ihnen, von der Sonne aus gesehen auf der vierten Umlaufbahn, vergrößerte sich.

Er hatte eine bläuliche Aura, so wie man es von der Erde auf Bildern vom All aus kannte.

Sowieso ähnelte er der Erde, man erkannte Ozeane und Kontinente.

Es war der Planet Manschion. Ein erdähnlicher aber größerer Himmelskörper im Sternensystem Orion.

Mir sagte das alles nichts. Ich bemerkte, wie mich mein Onkel beobachtete. Fragend schaute ich ihn an.

Er hielt den Film an – und ließ die Bombe platzen: „Das, lieber Lexi, ist der Heimatplanet der Manschjs – die Heimat meiner Freunde, von denen ich dir erzählt habe.“

Ich war sprachlos. Das lag außerhalb meiner Vorstellungskraft! Bevor ich überhaupt die Chance hatte, meine Gedanken zu ordnen und auf diese unglaubliche Aussage etwas zu erwidern, ließ mein Onkel den Film weiterlaufen.

Also folgte ich mit offenem Mund, unfähig zu reagieren, weiter dem Film:

Die Manschjs waren friedfertige Wesen und ihr

Umgang miteinander liebevoll und respektvoll. Doch ihre Welt zerbrach, als die Bewohner eines fernen Planeten, grausame und bössartige Wesen, ihre Erde besetzten. Die Manschjs wurden von den Froggs brutal gefangen genommen. Viele misshandelt und getötet. Die übriggebliebenen wurden versklavt. Einige tausende konnten sich aber in den Untergrund retten und, von den Froggs unbemerkt, Raumschiffe bauen, mit denen sie fliehen konnten.

Die Schiffe starteten in alle Richtungen. Eines von ihnen gelangte zur Erde und landete dort auf dem damals einzigen Kontinent. Ihr Heimatplanet war inzwischen ausgeblutet, von den Besatzern verlassen und zerstört worden. Es waren Raubtiere der Galaxis, die von einem Planeten zum anderen zogen, sich dort die Bewohner untertan machten und so lange plünderten, bis nichts mehr zu holen war. Die Froggs waren unersättlich.

Die geflohenen Manschjs siedelten sich auf der Erde an. Sie lebten mittlerweile tausende Jahre auf unserem Planeten, als erneut das Unheil in Form eines Meteoriten hereinbrach. Die Manschjs waren außergewöhnlich intelligent. Sie berechneten die Zerstörungskraft des Meteors und kamen zu dem Schluss, dass ein Überleben schier unmöglich war. Wieder wurden Raumschiffe gebaut, um dem tödlichen Unheil zu entkommen. Aber nicht alle Bewohner wollten die liebgewonnene Erde

verlassen. So kam es, dass rund zweitausend von ihnen auf der ‚Ersten Erde‘ blieben.

Mit letzter Kraft und großer Anstrengung bauten sie eine Art Arche in Form einer riesigen Kugel. Sie setzten sie auf dem Meer aus, bevor der Meteor einschlug. Um zu überleben, brachten sich die Manschjs in eine Art Winterschlaf, der Millionen Jahre dauern sollte. Bei dem verheerenden Einschlag wurde die Erde fast zerstört. Durch den gewaltigen Aufprall formte sich die Erde neu. Das dreidimensionale Bild verkleinerte sich auf Bildschirmgröße und ‚schwebte‘ zur Info-Wand zurück.

Es war so still im Raum, man hätte die sprichwörtliche Stecknadel fallen hören. Ich wischte mir die Schweißperlen von meiner Stirn. Fragend schaute ich zu meinem Onkel.

„Ja“, sagte der, „das war die Geschichte meiner Freunde.“

„Du willst mir aber nicht erzählen, dass sie dieses Inferno überlebt haben, oder?“

„Doch, das haben sie.“

Wieder blickte er in Richtung Info-Wand und das Kästchen mit der darauf abgebildeten Kugel wanderte in den Raum: Der unheilbringende Meteor zerstörte die Erde. Dabei wurde die Arche von einer riesigen Flutwelle erfasst, durch die Luft geschleudert, unter Wasser gedrückt und schließlich von Lava begraben.

Da lag sie, von Gestein umschlossen, in einer zerstörten Welt, die kein Leben mehr zuließ.

Es herrschten Tod und Verderben. Der Erdmantel kochte und die weit ins All geschleuderten, feurig roten Gesteinsbrocken fielen brennend und fauchend auf die Erde zurück und entzündeten ein mörderisches Flammeninferno. Die Erde, ja sogar das Wasser brannte.

Jahrmillionen zogen ins Land. Die Erde erholte sich, langsam zwar, aber stetig. Die Landmassen verwandelten sich in sattes Grün und das Meer leuchtete in tiefem Blau. Ein riesiger roter Fels, der in einer von Bäumen und Sträuchern bewachsenen Ebene wie verloren dalag, erschien auf dem Bildschirm.

In seinem kräftigen Rot, das ins Kupferfarbene ging, leuchtete er in der Morgensonne und eine friedliche Stimmung machte sich auch in dem weißen Raum breit, in dem wir noch immer saßen.

Das Bild erlosch und meine Gedanken fuhren Achterbahn.

Schließlich fragte ich: „Das eben war doch Australien, und der Fels war Ayers Rock, oder?“

„Ja, der große rote Fels. Das Zuhause der Manschjs. Die riesige Kugel meiner Freunde ist dort gestrandet. Sie wurde tief ins Gestein gebettet. Alle haben überlebt. Gott sei Dank, alle!“

Nach geraumer Zeit sagte er: „Willst du wissen, wie ich meine Freunde kennengelernt habe?“

„Ja, erzähl mir, wie du die Manschjs gefunden hast. Oder haben sie etwa dich ...?“

„Nein“, unterbrach er mich mit lauter Stimme und erhobenem Zeigefinger. „Gefunden habe ich sie. Dazu gibt es auch ein Feld an der Wand. Schau dort, wo die Pyramiden abgebildet sind.“

Ich richtete meinen Blick auf die Wand, und schon spielte sich ein weiterer Film ab:

Ägypten, das Land der Pyramiden irgendwann um 1910. Ein junger Mann fährt mit einem klapprigen Auto eine staubige Wüstenstraße entlang. Am Horizont tauchen die riesigen, majestätischen Bauten der Pharaonen auf. Die drei Pyramiden von Gizeh.

Das Fahrzeug fährt knatternd an ihnen vorbei, in Richtung Tal der Könige. An einem Felseingang hält es an. Der Mann steigt aus und geht zum Eingang. Dort entzündet er eine Fackel und betritt das Grab eines Pharaos, der vor mehr als fünftausend Jahren dort begraben wurde. Hinten in der Höhle lagert bereits Werkzeug. Denn der junge Mann war schon öfter dort gewesen, um das zu finden, was vor tausenden Jahren im Fels, tief im Inneren des Berges, versteckt worden war. Ein Geheimnis, das unzählige Jahre überdauert hatte und kurz vor seiner Entdeckung stand.

Unermüdlich schlägt der junge Forscher die Werkzeuge in den lockeren Boden. Plötzlich trifft er hartes Gestein. Funken fliegen und der

Archäologe legt den groben Pickel beiseite. Gierig gräbt er mit einer kleinen Schaufel und den bloßen Händen weiter. Befreit Schutt und Staub von der steinernen Stele, die er in Händen hält – bis uralte Hieroglyphen sichtbar werden.

Schweißperlen bilden sich auf seiner Stirn, tropfen herab und vermischen sich mit dem Staub auf der Stele. Behutsam und mit zittrigen Fingern wischt er über den Stein. Neugierig geworden und sichtlich aufgeregt von seiner Entdeckung nimmt er die Fackel und betrachtet die seltsam anmutenden Zeichen. Eine Kugel ist zu erkennen, in welcher menschenähnliche Wesen auf mehreren Ebenen teils gehend, teils fliegend zu sehen sind. Er erkennt den australischen Kontinent und einen roten Felsen. Eilig überträgt er die Schriftzeichen auf ein Papier. Dann rollt er das Schriftstück hastig zusammen, steckt es in seine Tasche und zieht aus dieser eine Stange Dynamit heraus. Er platziert sie unter der Stele, steckt die Zündschnur in Brand und rennt um sein Leben gen Ausgang.

Unaufhaltsam brennt die Lunte ab und eine heftige Detonation zerstört die Stele bis zur Unkenntlichkeit, verschüttet den Eingang mit Geröll, während der Mann sich hinter einem großen Felsen in Sicherheit bringt. Erleichtert kniet er sich, die Papierrollen in der Hand, in den Wüstensand und schaut dankbar zum Himmel.